

(Nachdruck verboten.)

11)

Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

„Welcher Geschichte?“

„Daß Du Deine Wase totschlagen wolltest, vorgestern abend auf dem Berge.“

„Ach, macht mir den Kopf nicht warm!“ schrie Melchior undkehrte sich auf den Absätzen um.

Zia Bisaccia trat hinaus und goß das weißliche Wasser fort; dann kam sie mit der tropfenden Kanne und starrte Melchior an, ohne ein Wort zu sagen. Auch er blickte sie an. Sie war eine Frau von mittlerer Größe, kräftig, aber schlank und beweglich wie eine Katze; auch ihre hellgrauen Augen unter den kurzen, geröteten Lidern waren die einer Katze. Ihr schlafes, runzeliges Gesicht sah aus wie das eines bartlosen Alten und war völlig ausdruckslos; aber die hellen, stehenden Augen und ein paar riesige, knotige Hände, die in steter Bewegung waren, machten aus Zia Bisaccia eine Frau, die nicht zu unterschätzen, manchmal aber zu fürchten war. Das wußten sowohl ihre Schuldner wie ihre Knechte, vor allem aber ihre Söhne, von denen drei wegen Diebstahls im Gefängnis saßen, und ebenso ihr Mann, der Schafhirt war und aus Angst vor ihr nur alle drei Monate zur Stadt herabkam.

Einer der Wenigen, denen sie nicht imponierte, war Melchior. Im Gegenteil hatte er mit seiner phlegmatischen Ruhe manchmal einigen Einfluß auf sie. Auch heute morgen ließ er sie jene Geschichte ausführlich berichten und fragte sie dann: „Aber was geht Euch das an? Erstens ist es nicht wahr, daß ich, wie Ihr behauptet, sie totschlagen wollte; auch habe ich weder das Messer gezogen noch ein Gewehr ergriffen. Ich wollte ihr nur eine kleine Lehre erteilen. Aber wißt Ihr etwas von gestern auf heute? Ist sie noch da oben oder ist sie nach Nuoro heruntergekommen?“

„Was weiß ich davon?“ schrie sie und suchte mit den Fingern. „Ich weiß nur, daß Du sie suchst, Melchior Carta! Deine Angelegenheiten kümmern mich gar nicht; aber wenn Du in Ungelegenheiten kommen sollst, so will ich nichts damit zu tun haben. Ich verkaufe Dir Deine Milch, wasche und sliche für Dich, Du bezahlst mich dafür und damit ist es abgetan. Ich brauche Deinen armseligen Kram nicht; Du weißt ganz gut, daß ich in meinem Hause gut daran bin; daß mein Haus voll ist wie ein Ei; daß in meinem Hause Brot ist — sie zählte es an den Fingern her — in meinem Hause Wein, in meinem Hause Käse, in meinem Hause Wolle, Del, Speck . . .“

„Zum Teufel auch!“ rief Melchior, der mit den Augen den Bewegungen jener dicken, bläulichen Finger gefolgt war.

„Kurz . . . ich brauche Deine Ziegenmilch nicht, das wollte ich nur sagen; ich will Ruhe haben, und wenn Du vielleicht zufällig der Gerichtsbarkeit in die Hände fallen solltest, so will ich nicht, daß sie kommen und mich in meinem Hause belästigen.“

„Als ob Ihr die Gerichtsbarkeit nicht kenntet!“ sagte Melchior spöttisch.

„Gerade weil ich sie kenne, gerade weil ich an meinem eigenen Neger schon genug habe. Uebrigens ist es durchaus kein Uebelwollen, Melchior, wenn ich Dir sage, wie es kommen kann, aber paß' auf, paß' auf! . . .“

Sie drohte ihm mit dem Finger und er empfand eine bestimmte Unruhe: Sollte Zia Bisaccia irgend etwas wissen? Sollte Paska gedroht haben, ihm zu schaden? Unter Beihilfe ihrer Courmacher und ihrer Herrschaft konnte sie ihm wohl Uebles zufügen: Daran dachte er jetzt zum erstenmal. Obgleich es schon spät war, blieb er noch, um etwas zu erfahren; aber es kamen Weiber und Kinder, um Milch zu kaufen, und Zia Bisaccia schwatzte und schrie ganz verteuelt, während sie behutsam, ja knapp die Milch zum Maß. Melchior beobachtete sie, und als sie einen Augenblick allein waren, sagte er:

„Aber Ihr verdient hübsch dabei, Zia Cateri. Man sollte meinen, Ihr mähet Euer eigenes Blut!“

„Einen Pfifferling verdiene ich dabei! Hast Du Dich heute morgen hier aufgezogen, um mir aufzupassen? Geh' Deiner Wege, ich muß zum Friedensrichter, wo ich fünfzehn Vorladungen abzumachen habe.“

„Warum laßt Ihr nicht Euren Mann gehen? Schämt Ihr Euch nicht, da hinzugehen?“

„Mich schämen? Und wofür?“ schrie sie. „Schämen mag sich, wer als Schuldner hin muß, nicht als Gläubiger, wie ich. Mein Mann, mein Mann! Wenn er sich auf solche Sachen versteht, wie auf's Essen! Die Männer! Ihr seid alle Wolltiere; geh' mir doch! Zu nichts seid ihr gut, als hinter den Weibern herzulaufen, sie zu prügeln, zu mißhandeln, totzuschlagen . . .“

„Aber wer hat Euch diese Dummheit in den Kopf gesetzt?“ fuhr er auf. „Ich will es wissen. Ihr wißt etwas und sollt es mir sagen, sofort!“

„Ich weiß nur, daß es eine Schande ist, wenn ein Mann, statt auf sich zu halten, so hinter einem Mädchen her ist, — mit einer geringfügigen Handbewegung —, als ob es im Leben nichts Wichtigeres zu tun gäbe. Und dann mir noch sagen, es wäre eine Schande, vor den Friedensrichter zu gehen, weil man mir meine Gerste nicht bezahlt, und den Weizen, das Del, die Wolle, die ich verkauft habe.“

„Mit zweihundert Prozent Nutzen!“

„Mit einem Dreck! Mit so viel, wie es mir gefällt! Im Winter gebe ich ihnen Kredit und im Sommer leugnen sie, die Kanaiillen, das Bettelvolk!“

„Alle werden sie wohl nicht bezahlen,“ sagte Melchior, um sie wieder zu besänftigen und zu erfahren, was er zu wissen beehrte.

Sie lachte vor sich hin, ohne daß sich ein Muskel ihres Gesichtes verzog, spöttisch und ihrer Sache sicher.

„O, ich habe gute Pfänder! Wenn sie nicht bezahlen — ich habe Pfänder und Wechsel! Warum sollen sie nicht bezahlen? Ist es nicht das meine, was ich verlange? Und haben meine Söhne nicht ein Recht auf Lebensunterhalt?“

„Aber sind nicht drei im Dienste des Königs? Die unterhält der doch!“ sagte Melchior lachend.

„Ich bin hange, daß Du auch in diesen Dienst treten wirst, und das binnen kurzem!“ weisagte das Weib und nahm von einem Nagel einen grauwollenen Rock mit rotem Saum.

„Meine Zunge soll verdorren,“ fügte sie hinzu, während sie den Rock überwarf und das Wieder zuhakte; „aber Du sollst sehen, Melchior Carta, wenn Du so fortfährst, so wirst auch Du dahin kommen, in den Dienst des Königs!“

Sie ging und schloß die Tür, welche zur Treppe führte, schloß auch das Fensterchen und deckte das Feuer mit Asche. Ernst und beunruhigt ging Melchior ihr nach, und während sie an dem Fenster hantierte, sagte er bittend:

„Ihr wißt etwas! Sagt es mir, Zia Caterina, sagt es mir! Ihr müßt es mir sagen! Wer ist gekommen, wer hat mit Euch gesprochen? Sagt doch!“

„Ich weiß nichts, nichts! Gott behüte und bewahre uns, ich habe nichts damit zu tun. Geh' jetzt, es wird spät.“

Sie richtete sich auf und schritt hinaus. Melchior nahm seine Milchkanne und ging wieder hinter ihr her, sie bittend und mit Fragen bedrängend; aber er erlangte nichts weiter als ausweichende Reden. Und während er die Milchkanne wieder in den Quersack steckte, drehte die Frau den Schlüssel in der Tür zweimal um und ging stramm und eilig fort.

Er bestieg sein Pferd, kaufte in einer nahen Schenke Wein und schlug den Weg nach Hause ein.

Eine düstere Traurigkeit, eine geheime Unruhe erfaßte ihn. Er war nie ein Raufbold gewesen, nicht gewalttätig, noch ein Dieb; deshalb hatte ihn nie jemand belästigt. Sollte er jetzt den Ruf eines anständigen Menschen einbüßen, seinen Frieden und seine kleine Gabe, um einer törichten, hinter Gäß sich verbergenden Liebe willen?

Daß er Paska geschlagen und ihr hatte drohen lassen, war ihm ganz natürlich erschienen: jetzt erst kam es ihm zum Bewußtsein, was er getan, und er hatte — Angst? „Nein, Angst nicht,“ sagte er bei sich, ballte die Faust und blickte zu den höchsten Felszacken des Orthobene auf. Angst vor wem? Vor Paskas Herrschaft und den jungen Stutzern? Sie alle miteinander mochten ihm wohl einmal die Fäde vollprügeln und ihn einen Zehling schimpfen; aber was konnten sie ihm sonst tun? Anzeigen konnten sie ihn nicht, denn er hatte nie gestohlen, getötet oder falsches Zeugnis abgelegt. Was hatte er also zu befürchten? Nichts! Und doch hatte er Angst; er fürchtete sein Unvermögen einer verborgenen Macht gegenüber und

fürchtete geheime Nachstellungen, irgend einen Hinterhalt in dieser unbegrenzten Bergesfreiheit, die ihm durch die Anwesenheit von Paskas Bewunderern entweicht schien.

Ein unheimliches Gefühl, ähnlich dem, welches Zio Pietro in den Stunden der Einsamkeit verspürte, überkam ihn; seine Falkenaugen unterschieden jedes einzelne Blatt der Steineichen und des Buschwerks, jeden schwarzen Tupfen auf dem Granit der Felsen; aber dahinter? Dort, wohin das Auge nicht reicht? Was war hinter den Blättern, dem Gebüsch, in den Felspalten? Mochten die Feinde hervorkommen, sich im hellen Tageslichte zeigen — er würde sie nicht fürchten; mochten sie ihm das Gewehr auf die Brust setzen, er würde nicht erschrecken. Aber Hinterlist, Verrat, das fürchtete er und dachte:

Der Vogel kann sich bis zu den Wolken erheben — aber ein wenig elender Keim genügt, um ihn zum Gefangenen zu machen.

Als er seiner Behausung näher kam, suchte er sich aufzuraffen und über seine törichte Besorgnis zu lachen: konnte er sich doch von einer Gefahr keine Vorstellung machen. Aber der Schrei der Uster klang ihm wie das Echo der Stimme Zia Bisaccias.

Der Anblick Zio Pietros, der wie gewohnt vor der Hütte stand und auf den Tritt des Pferdes horchte, verschärfte seine Pein. Wenn man den Sohn traf, so verwundete man auch den Vater: war eine solche Schlechtigkeit denkbar? Und um wen gar? Und warum? Um ein leichtsinniges und boshaftes Geschöpf!

Sein erbittertes Herz ahnte in diesem Augenblick die ganze häßliche Wahrheit, die ganze Gefahr, die ihm drohte. Paska wollte sich von ihm befreien und mit Hilfe ihrer Beschützer ihn unschädlich machen, entfernen, ins Gefängnis bringen.

Welche Anklage zettelte man gegen ihn an? Er wußte es nicht, aber er fühlte es; und Zia Bisaccias Worte schnitten ihm wie Dolche ins Herz.

Der Greis trat auf die Dichtung; Hund und Kaze gingen neben ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Medizin.

Von Michel Chivars. Autorisierte Uebersetzung.

I.

Als Fillotte um 8 Uhr abends vom Felde zum Essen nach Hause kam, sagte seine Frau, die gerade Brot in einen Napf schnitt, zu ihm:

„Du, der Vater ist krank!“

„Was fehlt ihm denn?“ fragte Fillotte.

„Das weiß ich nicht, es hat ihn so gepackt, ganz plötzlich, und das Schlimmste ist, er will nicht reden.“

Während des Sprechens hatte die Fillotte die Suppe fertig gemacht, die der kleine, am Ende des Tisches sitzende Schäfer bereits mit dem gierigen Appetit seiner fünfzehn Jahre verschlang.

Fillotte wollte zuerst nach dem Vater sehen.

Im Hintergrunde des Zimmers in einem schrankartigen Alkoven, der an das Bett der Fillottes stieß, lag der Alte auf dem Rücken, die Dedeln bis an das Kinn empor gezogen, die Nachtmüge über den Augen, leblos, mit offen stehendem Munde und starren Augen da.

„Na, was ist denn, Vater Pinguet?“ Wollt Ihr nicht die Suppe essen?“

„Oder wollt Ihr lieber ein Glas Glühwein?“ schlug die Frau vor.

Der Alte betrachtete seine Tochter und dann seinen Schwiegersohn mit trübem Augen. Er bemühte sich, zu sprechen, seine Nase bewegte sich, seine Lippen gingen auf und nieder, und er stammelte:

„Ga . . . ga . . . ga . . . ga.“

Dann fiel er wieder in seine Betäubung zurück.

Fillotte schüttelte den Kopf und setzte sich neben den kleinen Schäfer, der die Abwesenheit der Herrschaft benutzte hatte, um eine starke Bresse in den Kohl zu legen.

Erst als er schweigend seine Suppe gegessen, entschloß sich Fillotte, seine Ansicht auszusprechen.

„Das ist aber recht merkwürdig,“ erklärte er.

„Ich glaube, es steht mit ihm sehr schlecht,“ meinte die Frau.

„Das mußt Du nicht sagen,“ versetzte der Mann. „Ja, ja, ich will ja nicht behaupten, daß es gut steht, aber schlecht steht es auch nicht, das kann man nicht sagen . . . Wir müssen ihn jetzt schlafen lassen, morgen werden wir ja sehen.“

Die ganze Nacht leuchtete der Alte in seinem Bettgraben.

Bei Tagesanbruch erhoben sich die Fillottes. Die Tochter lief an das Bett ihres Vaters. Der Alte lag noch genau so wie am vorigen Abend, doch sein Atem ging leuchtender, und aus seinem

Munde drang ein Stöhnen und Fauchen, ähnlich dem einer kleinen Dampfmaschine.

Erstochen lief die Fillotte zu ihrem Mann, der im Hofe stand und mit sorgenvoller Miene nach dem Himmel blickte.

„Du solltest nach der Stadt gehen, Fillotte, und Herrn Cristobel holen,“ sagte sie.

Fillotte drehte sich mit finsterner Miene um.

„Den Arzt? Wo zu denn? Man kann doch sterben, ohne daß man sich einen Arzt zur Hilfe holt.“

„Aber es ist doch der Vater, der Vater,“ sagte die Frau vorwurfsvoll.

„Das bestreite ich ja nicht,“ versetzte der Mann weniger brutal. „Ich habe aber keine Zeit, nach der Stadt zu gehen.“

Dabei zeigte er mit zorniger Geste nach dem Himmel.

„Sieh Dir doch das Wetter an! Wir werden Regen bekommen und das Getreide ist noch nicht eingebracht.“

Bei dem Gedanken, das Getreide könnte verfaulen, verdüsterte sich die Stirn der Fillotte.

„Ja, das muß allerdings sein,“ seufzte sie, „das ist eiliger. Hoffentlich geht's dem Vater besser, bis Du zurückkommst.“

Da indessen der Wagen des Herrn Cristobal zufällig am Vormittag an der Tür vorbeifuhr, so benutzte sie die Gelegenheit, um den Doktor hereinzuholen.

Dieser untersuchte den Kranken und schnitt eine Grimasse.

„Sie sind doch alle gleich!“ brummte er: „Konnten Sie mich nicht gestern holen lassen?“

Er hatte sich an den Tisch gesetzt und schrieb ein Rezept.

Dann machte er den stöhnenden Erklärungen der Bäuerin ein Ende und sagte:

„Es ist gut! Schicken Sie sofort Ihren Mann nach der Stadt zum Apotheker. Und er soll sich nicht etwa aufhalten, die Sache eilt.“

Um zehn Uhr kam Fillotte nach Hause, der Regen hatte ihn zurückgejagt. Das Wasser stürzte in Strömen herunter, und die Hälfte der Ernte war noch draußen. Darum war er in schredlicher Laune.

Man kann sich den Empfang denken, den er seiner Frau bereitete, als sie ihm das Rezept des Doktors hinhielt. Himmel-donnerwetter, weiter hatte nichts gefehlt! Der Herrgott mochte wissen, wieviel Soussflüde dieser verdammte Lappen Papier kostete! Doch der Arzt hatte gesagt, die Sache eile, und da mußte er gehorchen. Er spannte das Pferd an den Wagen, zog seinen Braten-rod an und fuhr brummend, bei strömendem Regen, ab.

II.

Der Wagen fuhr durch die gelblichen Schmutzpfützen, während Fillotte mit traurigem Herzen das vom Regen gekniete Korn betrachtete.

Eine so schöne Ernte!

Aber plötzlich schoß ihm ein anderer Gedanke durch's Hirn, so daß er selbst das Getreide darüber vergaß.

Als der Vater Pinguet sich auf's Altenteil zurückgezogen, hatte er, was er besaß, zwischen seiner Tochter, der Fillotte, und seinem Sohne, der drei Meilen weiter den Pacht Hof Pomnières bewirtschaftete, geteilt. Man war übereingekommen, daß der Alte, der alles seinen Kindern überlassen, abwechselnd sechs Monate im Jahre bei dem einen und dann bei dem andern leben sollte. Doch die Eventualität einer Krankheit war nicht vorgesehen worden.

Wer sollte die von dem Arzt verordneten Medikamente bezahlen?

Wer weiß, ob der junge Pinguet, ein geiziger Kerl, sich nicht weigerte, zu den Kosten beizutragen unter dem Vorwande, man hätte ihn nicht um Rat gefragt. Diese Vermutung ängstigte Fillotte derart, daß er, anstatt seinen Weg nach der Stadt fortzusetzen, umkehrte. Drei Meilen mehr oder weniger, darauf kam es doch schließlich nicht an! Er wollte zuerst Pinguet aufsuchen und dann zum Apotheker fahren.

Als Fillotte regentriessend nach Pomnières kam, besserte Pinguet, den das schlechte Wetter vom Felde zurückgehalten, in der Küche ein Zaumzeug aus. Seine Frau strickte.

„Guten Tag alle miteinander!“ sagte Fillotte beim Eintritt.

„Guten Tag, mein Junge!“ versetzte Pinguet höflich.

Er machte eine Pause und fuhr dann fort:

„Du bist also hergekommen . . .“

„Ja, ich bin hergekommen,“ sagte Fillotte.

„Na, es ist gut, es ist gut; schlechtes Wetter, was?“

„Ein Elend!“ versetzte Fillotte schmerzlich.

Pinguet fand, daß es in der Tat elend war.

Eine halbe Stunde plauderten die beiden Männer geseht, mit langsamem Phrasen, vom Regen, von der Ernte, vom verrosteten Getreide, von den schlechten Zeiten, dann erhob sich Fillotte, um Abschied zu nehmen.

„Du willst also fort?“ sagte Pinguet.

„Ja, ich will fort.“

„Na, es ist gut, ich biete Dir keine Erfrischung an, es ist nicht die Zeit dazu,“ fuhr er fort, indem er seinen Gedanken mit einem Blick auf das nasse Fenster ergänzte. Dann erkundigte er sich eifrig, während er die unbestimmte Bewegung Fillottes für eine Ablehnung nahm.

„Na, wie steht's bei Dir, alles gesund?“

„Es geht,“ sagte Fillotte, und setzte dann nach einer Pause hinzu:

„Bis auf den Vater. Ich glaube, der wird sterben.“
„Ach nein!“ versetzte Pinguet.
„Ich sollte sogar Medizin für ihn aus der Stadt holen.“
„Du hast recht, man muß nichts sparen, um ihn ordentlich zu pflegen, den armen Alten. Er verdient“, sagte Pinguet gerührt.
„Sicher! Also bin ich mit Dir einig, wegen der Kosten?“
„Was für Kosten?“ fragte Pinguet verwundert.
„Na, wir waren doch übereingekommen, daß wir den Vater zur Hälfte erhalten wollen. Da muß ich die Hälfte von der Medizin bezahlen und Du die Hälfte, das ist gerecht.“
Es trat ein verlegenes Schweigen ein. Pinguet senkte den Kopf und schielte zu seiner Frau hinüber.

Diese, eine starke Person mit lauter, kreischender Stimme, erklärte trocken.
„Es sind doch nicht unsere sechs Monate! Das geht uns nichts an.“

„Das ist ganz richtig“, bestätigte Pinguet vorsichtig, „das sind doch nicht unsere sechs Monate. Ja, wenn es unsere sechs Monate wären. . .“

Fillotte protestierte, und es entspann sich eine Diskussion zwischen den drei Leuten. Fillotte erklärte, die Medikamente gehörten nicht zu der täglichen Nahrung, Pinguet dagegen verbarradierte sich energisch hinter der getroffenen Abmachung.

„Nein, nein, sechs Monate bei mir, sechs Monate bei Dir, davon gehe ich nicht ab.“

Die Frau erklärte boshaft, der Alte wäre wohl nur deshalb krank geworden, weil man ihm nicht genügend zu essen gegeben hätte.

Kurz und gut, die Auseinandersetzung, die zuerst sehr freundschaftlich angefangen, artete derartig aus, daß Fillotte die Geduld verlor und ausrief:

„Na also gut, Pinguet, wenn die Sache so steht, hier hast Du das Rezept vom Doktor. . . Schließlich ist es doch Dein Vater und nicht meiner.“

Damit warf er das Rezept auf den Tisch und machte Miene, fortzugehen. Nun fügte sich Pinguet und hielt seinen Schwager am Ärmel zurück.

„Höre mal, Fillotte, man laur doch darüber sprechen. Ich habe das doch bloß so gesagt, schließlich bin ich doch kein schlechter Kerl.“

Und trotz der wütenden Blicke, die ihm seine Frau zuwarf, fügte er in kläglichem Tone, wie ein Mensch, dem man einen Zahn ausreißt, hinzu:

„Ich bin kein schlechter Kerl. Nun, wenn der Vater gesund wird, so will ich das Dpfer bringen und die Hälfte bezahlen.“

Mit dieser Versicherung, die er sich klugerweise wiederholen ließ, verabschiedete sich Fillotte und schlug den Weg nach der Stadt ein. Dort stellte er die Geduld des Apothekers durch langes Feilschen auf eine harte Probe und ging wieder ab.

Doch der lange Umweg, den er gemacht, und sein Streit mit den Pinguets hatten viel Zeit erfordert. Als er nach Hause kam, war es gegen sieben Uhr.

„Du kommst aber spät!“ sagte seine Frau zu ihm.
„Das meine ich auch“, versetzte Fillotte, „aber hier ist die Medizin, sie kostet vier Frank 10 Sous.“

„Ich werde sie in den Schrank stellen“, meinte die Frau, „der Vater kann doch nichts mehr damit anfangen, er ist tot.“

„Tot?“ wiederholte Fillotte ganz ergriffen.
„Ja, vor etwa zwei Stunden ist er gestorben.“

„Donnerwetter! Na, das ist Pech! Konnte er denn nicht noch ein bißchen warten?“ rief Fillotte.

Darauf brach er in Wehklagen aus:
„Ist das ein Unglück, ist das ein Unglück, nein, ist das ein Unglück!“

„Ja“, heulte die Fillotte, indem sie sich mit ihrem Schürzenzipfel die Augen trocknete, „es war so'n guter alter Mann, der uns gar nicht störte. . . Und dann hat er auch immer so schön auf die Hühner aufgepaßt.“

„Ach, das ist ja alles ganz egal“, unterbrach sie der Mann.
„Aber die Medizin, was sollen wir jetzt mit der Medizin anfangen?“

III.

Zwei Tage später, als Pinguet in einem langen Wratentrock, der noch von seiner Hochzeit herkam, und seine Frau in einem langen Mantel zum Begräbnis anlangten, ließ ihnen Fillotte kaum Zeit, den vor der Tür stehenden Sarg mit einigen Tropfen Weihwasser zu besprengen.

Er zog Pinguet in die Küche an den Schrank und sagte, auf die Medikamente zeigend, in dem leisen Tone, der sich in einem Totenzimmer geziemt:

„Das kostet vier Frank zehn Sous. Hier ist die Rechnung. Macht auf Deinen Teil 45 Sou.“

„Nicht einen Centime“, erklärte Pinguet kühl. „Ich bin Dir nichts schuldig.“

„Was?“ stotterte Fillotte verdutzt. „Wir haben doch abgemacht, daß jeder die Hälfte zahlt.“

„Das leugne ich auch nicht. Was gesagt ist, ist gesagt. Wenn's dem Vater gut tut, habe ich gesagt, werde ich die Hälfte bezahlen. Na, hat's dem Vater gut getan?“

„Aber . . .“

„Hat er überhaupt nur einen Köffel davon getrunken, der Vater?“

„Na, er ist doch vorher gestorben“, erklärte Fillotte.

„Warum hast Du dann das Geld ausgegeben?“ erklärte Pinguet mit verächtlicher Strenge.

Dann wandte er sich zu dem Sarge, warf dem Toten einen mitleidigen Blick zu und erklärte:

„Der arme Vater! Er hätte nicht, so wie Du, vier Frank zehn Sous aus dem Fenster geworfen!“ —

Kleines feuilleton.

ep. Aus finsternen Winkeln. Als der große Häuserblock in den alten engen Straßen noch unversehrt stand, machte sich wohl niemand Gedanken darüber, was hinter den Mauern verborgen sei. Um so weniger, als die Fassaden von Zeit zu Zeit einen neuen Anstrich erhielten, wodurch der häufige Charakter der altersschwachen Gebäude immer wieder vertuscht wurde. Es fehlte den meisten Menschen, die hier vorübergingen, auch an der Zeit, um Betrachtungen anzustellen. Sie strömten zu gewissen Tageszeiten eilend und in Masse durch dieses Viertel, nach und aus ihren Fabriken und Geschäftsstellen. Dann war oft kaum Platz für alle auf dem schmalen Trottoir, das hier und dort noch besonders durch steinerne Stufen beengt wurde, die zu den meist schmalen und finsternen Hauseingängen führten. Im Winter machte manchmal einer einen kleinen Umweg, um eine andere Passage zu benutzen, wo er nicht im gleichen Maße für seinen Hals zu fürchten brauchte wie hier. Lebensgefährlich war es bei Blatteis auf dem etwas abschüssigen Steige, und an dem tiefen Rinnsal balanzierte man wie an einem kleinen Abgrund. Wer eine empfindliche Nase sein eigen nannte, der hatte auch im Sommer Ursache, in weitem Bogen diesem Viertel auszuweichen. Alle aber, die wohl oder übel diese Gassen durchwandern mußten und doch nicht in ihnen wohnten oder beschäftigt waren, schlugen hier ein lebhaftes Tempo im Gange an und eilten, dies finstere, schmutzige Revier hinter sich zu lassen. Man ging wie in engen Schluchten. Wo man den Kopf in den Nacken und sah hinauf, um den Himmel zu suchen — ein schmales graues oder blaues Band —, dann ergriff es einen wie Angst, daß die schiefen, vorn übergeneigten Giebel und die verbogenen, steil aufstrebenden Dächer ihren Halt verlieren und hinabstürzen könnten, lebendig die Passanten zu begraben.

An den braunen, rissigen Haustüren sah man vielfach Geschäftskübel der mannigfachen Art, ja, vereinzelt dehnten sich riesige Kellameinschriften über die Breite der ganzen Etage, Pfandleihen, Leder- und Häutlager, Darmhandlungen und Tuchgeschäfte angehend.

In den Souterrains erblickte man ärmliche Gemüsehandlungen, Holz- und Kohlenlager, Lumpengeschäfte und eine Barbierstube, die einen einzigen Spiegel ihr eigen nannte, und der war blind. In alle diese Keller aber sah man hinein wie in finstere Höhlen, ohne einen Menschen zu bemerken.

Hinter den schmalen Ladenfenstern zu ebener Erde waren bunte Kostbarkeiten aufgestapelt. Von diesem Staub überdeckt goldene und silberne Ringe mit echten und falschen Steinen, seltsame Ohrgehänge und Kolliers, Uhren aus den Zeiten des Altertums, lächerlich grobe, verrostete Pistolen, schwarze Degenlingen, bizarrte Stöcke, Musikinstrumente, Hüte, Uniformen, Kleider und andere Gegenstände aller Art. War die schmale Eingangstür geschlossen, waren ihre beschmutzten Scheiben, mit den gelben, verschossenen Gardinen herabhängt, so schien's, als sei das Leben hier ausgestorben und eine neue Zeit habe die Ueberreste einer alten vergessen und sie in Schmutz und Staub unbeachtet liegen und altern lassen.

Auch eine Gastwirtschaft war da. Die Inschrift über dem alten, zweiteiligen Torweg unleserlich; die Tür, die vom gepflasterten Hausflur in's Gastzimmer führte, so schmal, daß ein Weibster sich nur mit Mühe hindurchzwängen konnte; die unteren Scheiben des einzigen Fensters vergittert, alle aber stumpf und unsauber, als habe seit unendlichen Zeiten sich keine Hand hier mit Wasser und Putzlappen gerührt. Trat man in den schmalen, langgestreckten Raum, war's wie ein Schritt ins Ungewisse. Ein finstres Loch; nur in der Nähe des Fensters so etwas wie eine fahle Dämmerung. Im Hintergrunde, hinter dem Tresen, ein unbestimmt schimmernder Kreis mit dunklen Punkten: das Wirtsgesicht. Neben dem brennenden Ofen ein weisleuchtender Fled: die Schürze der Wirtin, welche letztere im Lehnstuhl schmachtete. Allmählich gewöhnte sich das Auge an die Dunkelheit und konnte einen Sitz ausfindig machen. Entweder die rohe Holzbank an der Wand oder einen Stuhl. Wunderliche Stühle. Eichen, Klobig wie die Tische, steif und mit hohen, massiven Rückenlehnen versehen, an denen der Hinterkopf unbequämlich hin- und hergeschauerte. Sah man, so bewegte sich als erstes langsam der schimmernde Kreis hinter dem Tresen hervor, schwebte wie ein Mond durch das Dunkel und erschien plötzlich als rotes, freundlich lächelndes Gesicht zu Häupten des Gastes. Eine breite, fleischige Hand stützte sich auf die Tischplatte, eine andere näherte sich mit einem kleinen, jargähnlichen Rasten der Nase des Sitzenden: „Prischnen gefällig?“ Am Ofen brach das Schnarchen jäh ab und der weißleuchtende Fled geriet in Bewegung, die kugelförmige Wirtin ächzte heran. Indem sie gähmend grüßte, versenkte sie Daumen und Zeigefinger in die noch offengehaltene Riesendose ihres Gatten. — Im Winter strömte vom Ofen eine mollige Wärme durch den Raum; im Sommer herrschte angenehme Frische hier und das Weißbier er-

Freute sich eines guten Aufes bis weit über die N. Aharfchaft. Weniger das Essen. An sich war es wohl nicht übel, auch die Portionen ließen an Umfang nichts zu wünschen übrig, aber Fliegen waren häufige Zugaben. Klage man's der Wirtin, dann zuckte sie die Achseln, klopfte die Brisenreste von der weißen Schürze und meinte mit ratloser Handbewegung: „Ja, die verdammtige Dusterheit! Wat is dagegen zu machen? Janzen Tag Licht brennen loht sich nich.“ Und indem sie die herausgefischten Fliegen vom Tische wuschte: „Die armen kleinen Viecher!“ Dann schlurste sie zum Lehnstuhl oder man rief sie in ein nach dem Hofe zu gelegenes Nebenzimmer, das womöglich noch finstrier war als die große Gaststube, und wo verdächtige Gestalten die Köpfe zusammenstreckten und miteinander flüsteren.

Jetzt schwebt eine ewige Staubwolke um den Häuserblock. Tausende Hände sind beschäftigt, mit Spitzhacke, Beil und Hammer die Mauern niederzulegen bis auf den Grund. Wo vordem behagliche Stille herrschte, lärmten jetzt die Geräusche lebendiger Tätigkeit. Schwerebeladene Steinwagen machen die Gassen erzittern, Zurufe schallen, hundert Schaufeln, die den Schutt forträumen, geben einen schürfenden Ton, es hämmert, Axtschläge krachen und ganze Mauern stürzen mit Gepolter ein. Der feine Kalkstaub dringt beißend in Nase und Augen der Vorübergehenden und färbt das holperige Pflaster weiß. Trotzdem: jetzt bleibt so mancher Passant stehen und sieht voll Erstaunen auf dieses Bild, das sich da vor ihm aufspielt wie die Bühne eines Theaters. Der Vorhang ist fortgezogen. Die schiefen Giebel und krummen Dächer der Straßensfront sind gefallen; wie durchgebrochen in der Mitte stehen die halb abgetragenen Vorderhäuser; klaffende Lücken zeigen sich in den Hofgebäuden. Das helle Licht des Tages flutet in die einst so verborgenen finsternen Winkel. Erschreckend schwarze Wände mit graulichen Fensterhöhlen grinsen dem Beschauer entgegen. Niedrig, schmal sind diese Löcher in den schmutzigen Mauern. Beängstigend niedrig die Zimmer und eng, so eng, daß man noch jetzt im Geiste sich die Verloohner dort zusammendrängen sieht, bemüht, einander aus dem Wege zu kommen. Blaue Tapeten hängen in Fetzen von den Wänden. Alte, windschiefe Ofen mit zerplatzten Kacheln neigen sich in die Ecken. An den einst weißgetünchten Decken zeigen sich grobe braune und schwarze Flecken, vom Wafeln der Hängelampen herrührend. Risse, Löcher, Flecken überall; gespaltene Türen, ausgetretene, morsche Fußböden und veräucherte Stüchen mit jämmerlichen Herdstellen.

„Mama, haben da Menschen gewohnt?“ fragt eine vorübergehende Kleine mit weißem Federhut, die mit ihrer eleganten Mama zufällig in diese Gasse geraten, und die Augen öffnen sich groß, fast schreckhaft.

„Kommt nur, kommt!“ Die Mutter hat Eile. Abscheu in den Zügen, zieht sie die Kleine fort.

Ach ja, da haben Menschen gewohnt. Viele Generationen. Und mancher hat hier geschafft sein Leben lang, Tag für Tag, von Morgen bis Abend. In den schmalen, langen Comptoirs sowohl, wo das Licht während der Arbeitszeit niemals ausging, wie in den Lagern der Tuch- und Häutegegeschäfte und in den Kammern der Heimarbeiter, vier Treppen auf dem Hofe.

Ach ja, da haben Menschen gewohnt. Durch diese öden, ekel-erregenden Löcher ist das Leben gegangen und der Tod, die Freude und die Sorge. Mehr Sorge wohl wie Freude. Denn ihnen fehlte die Sonne. Kinder haben hier ihren ersten Schrei, Greise ihren letzten Seufzer getan und viele Frauen und Männer sind im besten Alter gestorben. Unwillkürlich drängt sich einem auf: wie ist man mit dem Sarge die schmalen, engstüßigen Treppen hinuntergekommen? Man sieht im Geiste die schiefstehenden Zylinderhüte und schweißigen Stirnen der Träger. Und hört sie fluchen im stillen.

Denn das Ganze ist ein Fluß; eine entsetzliche Anflage. Wie ein Ungeheuer mit hohlen Augen und gierigem Rachen steht der enthöllte, finstere Trümmerhaufen da; ein Ungeheuer, das Tausende von Menschen Sonne und Licht gewehrt, ihnen die frische, lebende Luft geraubt und Leben um Leben schleichend verzehrt hat. . . .

Theater.

Deutsches Theater. Don Carlos. Dramatisches Gedicht in 5 Akten von Schiller. — Die Aufführung des ungekürzten Carlos im Deutschen Theater dauerte fast fünf volle Stunden, und auch diese Zeit hätte bei weitem nicht gereicht, wenn nicht die zahllosen Dekorationswechsel mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit bewerkstelligt worden wären. Die Fülle der Gedanken und Motive drängt über die engen Grenzen des Theaterrahmens hinaus, vieles konnte innerhalb des weit gespannten ideenreichen Zusammenhangs vom Dichter überhaupt nur flüchtig angedeutet werden, wenn der Umfang einigermaßen den Bedingungen der Aufführung sich fügen sollte. Zumal in der zweiten Hälfte, in der statt Carlos Marquis Posa der Held des Dramas wird, eilt Schiller sprunghaft und gewaltig vorwärts, greift er, um zu dem Ausbruch der Ideen zu gelangen, in der Entwicklung der Ereignisse zu den selbstsamten Verkürzungen. Posa, der große Freund, der „Bürger eines kommenden Jahrhunderts“, der Carlos Seele zur Freiheit heranzubilden sucht und von der Herrschaft des Königsjohannes Gerechtigkeit und Freiheit für das Volk erhofft, soll für den Freund, soll für sein Ideal freiwillig in den Tod gehen. Das ist das Ziel. Um es rasch zu erreichen und zugleich die neue Handlung an die frühere anzuknüpfen, streift Schiller kurz entschlossen hier alle

psychologischen Bedenklichkeiten ab. Unverständlich ist, daß der argwöhnische Despot und Menschenfeind, nachdem er Posa's feurig schwärmerische Bekennnisrede angehört, ihn mit dem niedrigsten Spionendienst betraut; unverständlich, daß der Marquis nicht Carlos warnt; unverständlich, daß er den Tod wählt, da doch die Königin nach dem Geständnisse der Eboli den Beweis für ihre eigene und Don Carlos Unschuld in der Hand hat, den Prinzen also ohne Opfer retten kam, und so fort. Das Werk gleicht einer in den rohen Marmorblock hineingemeißelten Gestalt, deren Glieder je nach dem Grad des Interesses, das der Künstler an ihnen nahm, zum Teil mit wundervoller Deutlichkeit herausgearbeitet, zum Teil nur, um die notdürftigste Verbindung herzustellen, ganz oberflächlich markiert sind. Ohne solch ein summarisches Verfahren wäre das Werk über die Vorarbeiten hinaus vielleicht nie zum Abschluß gekommen. Und wer nähme die toten Stellen, in denen selbst noch hier und da in einzelnen Wendungen blitzartig das Genie aufleuchtet, nicht um des Ganzen willen gern in Kauf? Die meisten Szenen — die Vorstellung im Deutschen Theater bewies es wiederum — wirken noch heute auf der Bühne erstaunlich eindrucksvoll. Unwillkürlich ziehen die glänzenden Farben, der hohe Schwung des Wortes, des Gedankens uns in den Bann der Dichtung, erregen, spannen, allen naturalistischen Doktrinen zum Trotz. Der Geist der Zeit, in der Schiller schrieb, ihr Freundschaftskultus, ihr Menschheits- und ihr Freiheitsglaube, der, noch gebunden an die Vorstellung der unbegrenzten Fürstenmacht, die Freiheit gerne von der Aufklärung der Könige als Geschenk erwartet, weht mit geheimem Reize in dem Werk, weht längst entschwundene Erinnerungen und rührt auch dort, wo unser eigenes Denken deutlich die Illusion erkennt.

Das nicht sehr zahlreiche Publikum folgte der Aufführung mit warmem Beifall. Sehr gut war Sommerstorf als Marquis Posa, fortwährend in der großen Rede vor Philipp. Ebenbürtig stand ihm Adolf Klein in der Rolle des Königs gegenüber, eine in all ihrem Ceremoniell imponierende Gestalt, deren Züge, deren Sprache den Stempel der Herrschermacht und -Klugheit trugen. Sympathisch wirkte Julius Weisendorfers kraftvoll frische Jugendlichkeit in der Figur des Carlos. In merkwürdiger, aber interessanter Maske, die dem kalten Menschenjoch etwas von dem Ansehen eines Strauchdiebes gab, spielte Franz Schläger den Alba. Eine gleichmäßige Geschlossenheit der Vorstellung freilich hatte nicht erzielt werden können. Die Königin z. B. ließ in den späteren Akten viel zu wünschen übrig. Doch im ganzen überwog durchaus das Dankenswerte. —

Humoristisches.

— Familie Vennede. „Die Vennedes sollen eine sehr talentvolle Familie sein?“

„Ja, der Älteste hat ein Buch im Selbstverlage erscheinen lassen, der zweite hat schon mal einen Selbstmordversuch gemacht, der dritte ist in einer Kaltwasserheilanstalt. Nur der Jüngste ist vollkommen talentlos.“ —

— Appell an die Wissenschaft. Sprecher der Deputation: „Im Namen der Münchener Schenkellner täten mir 'n Herrn Professor bitten, zu konstatieren, daß, wenn mir besser einschenken tuan, dö's an groß'n Schad'n ausüb'n tät außs Münchener Vierhertz!“ —

— Nach der Kirchweih'. „Jesias, is mir schlecht, Bäuerin!“

„So was! Soll i an Doktor hol'n?“ —

„Na, mir kom bloß no der Pfarrer helf'n!“

„Marianjosef, is so weit g'sehlt!“

„So, geh unti und hol bei ihm dö Medizin, wo eahm allweil hälf't, wenn er sich überessen hat!“ —

(„Simplicissimus.“)

Notizen.

— Felix Dörmanns Wiener Komödie „Zimmerherrn“, die für Berlin verboten ist, soll demnächst im Lustspielhaus vor geladenem Publikum gespielt werden. —

— Albert Heine, gegenwärtig am Wiener Burgtheater, ist als Regisseur für das Deutsche Theater verpflichtet worden. —

— Die drei Einakter „Freiheit“, „Der Prophet Elias“, „Arneval“ von Friedrich Adler werden noch im Laufe des Monats im Deutschen Landestheater zu Prag in Szene gehen. —

— Als nächste Operetten-Neuheit des National-Theaters wird die dreialtliche Operette „Die Millionenbraut“ von Heinrich Berté angekündigt. —

— Wagner-Vorstellungen für Schiller will der Direktor der Prager Oper geben. Den Anfang sollen die „Meisterfänger“ machen. Damit aber „dem jugendlichen Geist die Aufnahme erleichtert wird“, wird das Stück halb und halb an zwei folgenden Sonntagen gespielt. — Dieselbe Sach' wie mit der Kind und Kunst-Kindlichkeit. —

— Frank Bedekind hatte mit einem Breslauer Variété für einen Monat abgeschlossen. Nach sechs Tagen ging er. Das Publikum mochte ihn nicht. —